

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 32

Verlag von J. E. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Zürich.

Jahrgang 1914



Eine neue Kriegswaffe: Eine deutsche Ballon-Abwehrkanone.

Das Fräulein von Bernex. Aus dem Gotteshausbunde. Erzählung von P. Maurus Carnot.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Freie Veltliner! Den dreifachen Fluch des Signor Emilio Lanfranchi nehme ich auf mein Haupt, es ist ein dreifacher Segen. Den Fluch haben wir lange genug auf uns getragen. Wo im Veltlin seit dreihundert Jahren ein Vater starb, mußte er zum Sohne sprechen: Sohn, ich lasse dir den Fluch zurück, du bist Untertan der Graubündner Herren, verachte den Landeshauptmann, geh seinen Sächern aus dem Weg! O, diese Tyrannen! Sie haben in ihren Schlachten gewütet, um frei zu sein von der Macht milder, ferner Kaiser — — und sind in unser Land gedrungen, um uns mit ihren Bergschuhen zu zertreten, um unsere Heiligen drüben in ihren Bergen zu martern, um uns die Trauben zu vergiften, um das Blut unserer Kinder zu vergiften. Ein Volk ohne seine Freiheit — — ha, geht hinein in unser Heiligtum, dort hängt die silberne Ampel vor der Madonna. Schneidet die Purpurschur ab — — und die Ampel stürzt zu den harten Platten und wird zer schlagen und das Licht ist erloschen. Und die Ampel mit dem Licht ist unser Veltlin mit seinem braven, frohen Volk. Und die Purpurschur ist unsere Freiheit. Und diese Purpurschur hält der Allmächtige und nicht der Graubündner, der Tyrann, der Wucherer.

Da ging eine Steinlawine durch den Saal. Was drei Jahrhunderte lang sich gesammelt hatte an Groll und Zorn, war losgebrochen.

Als es vorbeigerollt war, rief Luigi Benosta: „Das ist der letzte Tag der Bündner im Veltlin.“

Emilio Lanfranchi hob die Arme, er wollte reden. Zwei Burschen rissen ihm die Arme aus der Luft. Ein Leuchten der Trauer und der Angst um sein Volk lag auf der Stirn des Alten, dem sie schon einen Pfad öffneten. Wie er am Portal stand, um hochaufgerichtet und ohne Gruß und Rückblick hinauszuschreiten, schrie ihm Luigi Benostas Donner nach:

„Geh, du bist der letzte Untertan der fremden Zwingherren!“

Das war ein furchtbarer Schrei. Nicht, daß er zwei Länder auseinander gerissen hätte, nein, sie waren schon auseinander gerissen, ohne daß die Bewohner von hüben und drüben es eigentlich wollten. Das weiche Veltlin hätte sich gern an das harte Graubünden angeschlossen, der Weinstock an den Pfahl. Aber in Graubünden waren es einige wenige harte Schädel, die es um die ganze Welt nicht dulden wollten, daß ein so altes Untertanenland, wo noch immer das Mägelschlein läutete und vor der Madonna von Tirano die Ampel brannte, plötzlich den drei alten Bündnen beitreten dürfte. Die alten Schädel hatten den Schlag der Zeitenuhr überhört und ihren Landsleuten in den Bergen nichts gesagt, daß der kleine General in Italien schon die Feder eingetaucht habe, um das Wort zu schreiben: Veltlin gehört zur cisalpinischen Republik.

Alles, alles war ja nun zu spät. Da, wenn droben in der Planta-Billa der alte Pietro Planta noch zu finden wäre! Emilio Lanfranchi wäre zu ihm geeilt, hätte ihn angefleht, das Verlorene nochmals zu ret-

ten. Und der Landeshauptmann wäre mit seinem großen Hund in den Gemeindefaal geschritten, er hätte von Subordination gesprochen, er hätte ganz anders als er, der ehrliche Untertan Lanfranchi, den rucklosen französischen Freiheitschwindel zerrissen, Pietro Planta, der letzte Aristokrat aus Graubünden, hätte noch einmal die Veltliner nüttern gemacht. Für eine Stunde vielleicht.

Aber Pietro Planta weilte in Wien. Im Glanz an der Donau drunten wollte er den Aerger über die immer unbotmäßiger gewordenen Landsleute vergessen, daß seine Pläne für Planta-Wilbenberg in Bernex in Ruinen ihm entgegenstarrten.

Und in der Planta-Billa von Tirano war nichts mehr von der alten Macht und Herrscherkraft zu finden in jener Oktoberstunde, als Luigi Benosta im Gemeindefaule seine Triumphe feierte.

Luigi Benosta, was hatte der noch zu fürchten! Die brennenden Augen verrieten, daß er viel zu hoffen hatte: eine freie Heimat, einen Faustschlag gegen die Graubündner, die ihn vor Jahren mit klaffender Stirnwunde in den Kerker gestoßen hatten, eine mächtige Aufbesserung seiner verfluchten Armut, einen Glorienschein um sein Antlitz, das noch schöner geworden war als damals, da ihn die Tochter des Landeshauptmanns in seiner Hütte immer wieder besuchte. Dies alles flammte unter Luigis Augenbrauen und noch mehr, noch Lieberes.

War es nicht eine junge Witwe, die zu jener Stunde auf dem Plattdach der Billa Planta, nicht auf Tirano hinunter, sondern in die Berge hinüber schaute, ein Bündchen Gedichte auf dem Schoß? Das blasse Antlitz, das schwarzseidene Kleid verrieten Witwen trauer; aber drüben am Geländer sprang doch das Mädchen hin und her und lehnte sich wieder und wieder mit dem schneeweißen Gewändchen und den Marmorarmchen an die schwarzen Eisenstangen und sang und plauderte für sich und plüschte Blätter von den Oleandern und lachte hinab auf Tiranos sonnige Dächer. Das Kind wußte, daß die Mutter in solchen Stunden gern las und dann tat, als ob sie schlummern möchte.

Plötzlich, als wäre der Schrei vom abgefallenen Veltlin auch zum Dach heraufgedrungen, warf die Frau das Bündchen zu Boden.

„Alberika, Alberika, komm doch zu mir!“ „Mutter, gern. Was hast du? O du hast Schlaf —“

„Setz dich auf den Schemel, Alberika! Es ist nicht gut, daß man dich von Tirano herauf überall sieht —“

„Ne, warum denn nicht! Die Tiraner haben mich alle gerne.“

„Sie haben einmal auch mich gern gehabt, sie haben mich den Engel Veltlins geheißt. Und nun!“

Sie drückte die hageren Hände an die Schläfen; doch Alberika hatte schnell, schnell die lieben Hände herabgezogen, kniete der Mutter auf den Schoß und küßte sie auf beide Wangen, zweimal, dreimal, und lachte: „Mutter, nicht weinen! Gell, sobald die letzte Traube von unseren Weinbergen im

Keller ist, jubu, dann fahren wir über die Berge nach unserem Bernex!“

„Nach Bernex, sagst du? Du weißt, mein Vater ist nicht dort, und das Schloß Wilbenberg ist so leer und still —“

„Ach was, ich will lärmern wie zehn Buben“ — und es lag etwas wie ein trotziger Mädchenstolz auf dem Gesichtchen mit den Flachslocken — „und ich werde machen, daß die Planta-Männer aus den Rahmen purzeln“ — und dann schlangen sich die Armechen fest um den Hals der Mutter.

„Daß los, Alberiken! Ich muß dir etwas erzählen, was du noch nicht gehört hast. Sitz auf dem Schemel, so! Und neig das Köpfchen an mein Knie und schau hinüber in die Berge, daß du dir alles merkst!“

Und die Mutter erzählte lange: von ihrer schönen Jugend, da sie das Fräulein von Bernex hieß, erzählte von ihrer Begegnung mit dem braven Obrist und von der stillen, sonderbaren Hochzeit von Tarasp und von Bruder Kolumban — da mußte Alberika lachen; und sie hatte die großen Tränen noch an den Wimpern, als die Mutter vom schrecklichen Abschied auf Schloß Heiligenberg erzählte, nur kurz und nicht alles. O, das merkte die kluge Alberika gut heraus, daß die Mutter etwas übersprungen hatte, den Zorn des „Herrn Vater“ —

„Warum sagst du immer so: „Herr Vater“ von deinem Vater? Ich sag' immer: „Sieber Vater“ zu meinem Vater. Aber wann kommt er wieder?“

„Bald, bald, mein Kind. Sobald er die weite Reise von Italien ins Engadin machen darf. Er ist nicht krank, aber, weißt du, nicht recht — — weißt du, er ist halt älter als wir beide zusammen.“

„Aber, Mutter, warum sagt man mir in Bernex immer noch die kleine Alberika vom Fräulein von Bernex? Es wäre grad so schön: Fräulein Alberika vom Herrn Obrist Christ.“

„Ja, ja, mein Schätzchen! Aber weißt du nicht, daß mich die guten Leute immer noch ihr Fräulein heißen? Oh, die haben mich so lieb gehabt, so lieb.“

„Om. Ja, im letzten Winter hat der alte Schullehrer Clotin einmal zu den Kindern gesagt: Zuerst kommt die Alberika vom Fräulein von Bernex, dann die andern! Dann hat er sich bei der Nase genommen, als hätte ihn eine Wespe gestochen.“

Noch lange plauderten die beiden miteinander; Alberika wußte nun vieles und war ernster geworden. Sie sprang der Mutter nicht mehr auf den Schoß, als sie vom Schemel aufstand, sondern stellte sich, größer geworden, neben die Sipende und schlang den Arm weich um den Hals der Stillen: „Mutter, du hast viel gelitten, das weiß ich jetzt. Gewiß, gewiß, wir bekommen noch schöne Tage. Wir bleiben im Winter da im Veltlin, dann werden deine Wangen rot wie unsere Trauben“ — —

Auf dem Dache war es still geworden; um so lauter drunten in den Gassen von Tirano. Viel fremdes Volk war noch herbeigeströmt, junge Burschen, die etwas mitmachen wollten, alte Männer, die wie zu einer Abrechnung erschienen waren.

Margareta und Alberika hörten nichts vom Lärm in den Gassen. Der Mutter war es leichter ums Herz, weil sie ihren alten und neuen Kummer in ein Kinderherz hatte schütten dürfen; und Alberika trug nicht schwer daran.

Schwerer hatte es Bianka drunten im Weinberg; dort war kein Vöglein, in dessen Herzchen sie hätte ihren Kummer ausschütten können, den großen Kummer um ihren Bruder Luigi. Sie wußte alles vom Abfall des Veltlins; sie ahnte vieles davon, warum ihr Luigi immer so trüb in sich hineinschaute und so hart auf sie, die Schwester, hinschaute, so trüb und so hart dreizehn lange Jahre, seitdem Fräulein Margareta von Planta zum allerletztenmal in der Hütte an der Halde gewesen war und dort gelacht und dort den Bruder so froh und so traurig zurückgelassen hatte — — —

Frau Margareta wollte an jenem Spätnachmittage mit ihrem Töchterchen noch zur Madonna von Tirano wallfahren; war es ihr doch, als käme ein Abschied. Wie zum Abschied sah sie noch ihre Papiere durch, die in einem Sammettäschchen verwahrt lagen. Viele alte und neue Briefe, wertlose Blätter und dabei wieder sehr wertvolle, Papiere, die von Liebe sprachen, Papiere, die in nächtlichen Biffen ein schönes Stück jenes Gutes darstellten, für das ihr Herr Vater manches lange, schmale Buch vollgeschrieben hatte. Und wie ein Maienfalter auf herblichen Blättern lag da ein Wunderding: ein Blättchen von Luigi Venosta überschrieben. Margareta las und las und es brauchte keinen Winter im Veltlin, um ihre Wangen traubenrot zu färben. Dann aber knisterte das Blatt in ihrer geschlossenen Hand, eben als Alberika im schwarzen Mäntelchen hereinsprang und rief:

„Komm, Mutter, komm schnell! In ganz Tirano sind Soldaten!“

„Gott im Himmel, das Unheil kommt!“ Alberika hatte den Schrei der Mutter gar nicht verstanden; sie war schon fort, sie eilte auf das Dach, um das Schauspiel nicht zu versäumen.

Mit der Schnelligkeit, die mit Augenbliden ringt, hatte Margareta viele Briefe zerrissen, die Wertschriften ins Kleid gestossen, das Fenster aufgerissen, daß der Lärm ins Gemach scholl, der Lärm der Empörung

und Befreiung an die stannenden Plantabiliter schlug. Und an ihre eigene Stirne, an ihr Herz. Sie wußte genau, welche Stunde geschlagen hatte. Aber gerade das machte sie wieder stark und trotzig und stolz und — — schön wie einst, da des Herrn Vaters eiserne Faust in ihre Mädchenträume und in ihren Brautfranz einzugreifen sich erkühnte.

Und jetzt diese rebellischen Untertanen! Gewiß keiner unter ihnen, der sich früher nicht tief vor ihr verneigt hatte!

„Keinen Schritt weiche ich euch!“

„Alberika, Alberika!“ —

„Keinen offenen Schrank! Keine offene Tür!“ —

Ein Schloß nach dem andern, ein Riegel nach dem andern mußte es erfahren, daß die Zeit des Vertrauens und der Ordnung vorbei war.

Ganz nahe war der Lärm gekommen. Alberika war die Treppe herabgesprungen. Das zitternde Mädchen auf den Arm nehmen, zum Portal hinabsteilen, daselbe ins Schloß werfen, alles war das Werk weniger Augenblicke, aber zu spät war's, um einen Augenblick zu spät. Mit gleicher Festigkeit sprang das Portal auf, stieß Mutter und Töchterchen beiseite und rasselte gen die Mauer.

Auf der Steinplatte draußen, an der Spitze einer bewaffneten Schar, stand Luigi Venosta. Die rote Binde um's Graufleisch, aus der Binde glühten der Pistolentnauf.

„Fräulein Margareta von Planta!“

Margareta trat einen Schritt vor und stellte Alberika neben sich, als sollte das Kind die Antwort auf den Gruß sein.

„Fräulein Margareta von Planta, ich stehe hier im Namen der cisalpinischen Republik. Mein Name ist Luigi Venosta.“

„Mein Name ist Gräfin Margareta von Christ.“

Dart und kalt wie ein Stein war das Wort von Margaretens Lippen gestossen, aber dort, in Luigis Seele, hatte der Stein einen Funken geschlagen und bald schlug die wilde, rote Flamme aus dem schönen, herben Gesicht. Luigi hatte den Hut abgenommen, seine Lippen zurückgestrichen.

Noch immer die Narbe an der Stirne! Aber sie machte das Antlitz noch schöner. Da wandte sich Luigi Venosta ab und rief

hinaus: „Freie Veltliner, wartet eine Weile!“ — und die Eisentüre fiel ins Schloß.

„Fräulein Margareta von Planta —“

„Herr Venosta, ich verlange von euch meinen rechten Namen —“

„Der Name ist Nebending. Ich habe mit euch in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen. Ich habe meinerseits alle Zeugen ausgeschossen, ich verlange, ich bitte, daß ihr das Mädchen für einen Augenblick entfernt.“

„Ich geh' nicht von der Mutter,“ schrie Alberika. „Mutter, die Soldaten sollen fort von unserm Haus!“

„Alberika, da, nimm die Schlüssel und hole mir meinen Mantel! Wir gehen zur Madonna und schließen die Villa.“

Während das Kind die Stiege hinaufsteilte, die Schlüssel fallen ließ und aufnahm und den rechten herausfinden wollte, hatte Luigi Venosta leise angefangen: „Für mich seid ihr immer noch das Fräulein Margareta von Planta — flieht nicht zurück! — Ich bin ein Ehrenmann und von heute an kein Bettler. Dreizehn lange Jahre habe ich in meiner Brust die Liebe getragen, die eure Hand — versteht ihr? — eure liebe, gute Hand dort angezündet und genährt hat. Dreizehn Jahre! Ist das wenig? Ist das nichts?“

„Herr Luigi Venosta, vergeßt nicht das Kind, das da neben mir gestanden ist! Mein Gemahl ist fern, aber er steht neben meiner Ehre. Uebrigens, wenn ich bitten darf: welche Geschäfte haben wir da zu verhandeln?“

„So, so ist diese Aristokratie! Geschäfte? Na, spielen so lang es beliebt und dann stolz und kalt weitergehen!“

„Luigi Venosta, hab' ich dies Wort verdient?“

„Das hängt von euch ab.“ Ihr sagt, ihr seid gebunden? O wißt ihr nicht, daß die große Freiheit von Frankreich alle alten Fesseln löst? Veltlin ist frei zu dieser Stunde, Margareta von Planta ist frei zu dieser Stunde —“

„Venosta, das entsetzliche Wort fall' auf eure Stirne zurück!“

Es fiel zurück auf Venostas Stirn, aber zerschmetterte sie nicht.

(Schluß folgt.)

Die Schreibmaschine. Zum 200jähr. Jubiläum ihrer Erfindung. Von Dr. Franz Kittler.

Nachdruck verboten.

„Gut Ding“ will bekanntlich „Weile haben“, eine Erfahrung, die sich nirgends besser zeigt, als in der Geschichte der Schreibmaschine. Zweihundert Jahre sind verflossen, seit der Gedanke auftauchte, die Schrift anstatt mit der Hand mit einer Maschine auszuführen. Da sich aber der allgemeine Gebrauch der Schreibmaschine erst vor etwa 20 bis 25 Jahren einführte, so kann man wohl behaupten, daß vom Gedanken bis zur Verbreitung dieser Maschine volle 180 Jahre verflossen sind. Nicht, daß in der Zwischenzeit der Gedanke etwa geruht hätte, er erwies sich vielmehr stets als lebendig. Es war, wie wir sogleich sehen werden, eine ganze Anzahl von Erfindern, die unentwegt an seiner praktischen Ausgestaltung arbeitete.

Wenn trotzdem eine so lange Zeit verging, bis man sich allgemein dem Gebrauch dieses nützlichen Hilfsmittels zuwandte, so sind daran vor allem zwei Umstände schuld. Zunächst einmal hatte man früher mehr Zeit als heutzutage. Man brauchte nicht so viel

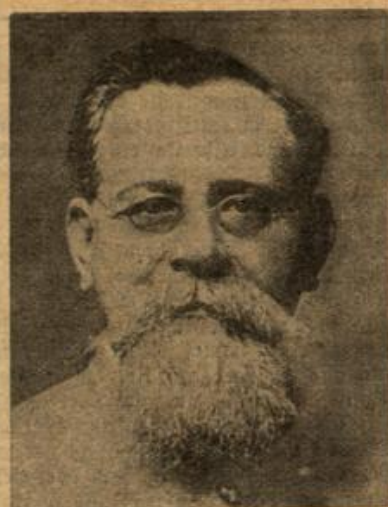
und nicht so schnell zu schreiben. Wer aber berufsmäßig zu schreiben hatte, dem kam es vor allem darauf an, auch schön zu schreiben. Da wurden die Buchstaben mit allen möglichen Schmörkeln verziert, das Schriftwerk sollte zunächst ein kleines Kunstwerk sein. Mit der Maschine ließ sich dergartiges nicht hervorbringen. Erst die Entwicklung unseres Verkehrs, die weitere Verbreitung der allgemeinen Bildung infolge der Hebung des Schulunterrichts, die Ausbildung des heutigen Zeitungswesens und noch eine ganze Anzahl weiterer Umstände waren es, die das Bedürfnis nach einer Beschleunigung des Schreibens zeitigten. Und nun war auch das zweite der oben angedeuteten Hindernisse für die Einführung der Schreibmaschine beseitigt: Man hatte endlich Konstruktionen gefunden, die in jeder Hinsicht befriedigten und sich zur Massenfabrication eigneten. Auch der mechanische Teil der Schreibmaschinenfrage war etwa zu derselben Zeit gelöst, als das Be-

dürfnis nach einer solchen Maschine sich überhaupt geltend machte. Damit begann dann diese selbst ihren Siegeszug über die Welt anzutreten.

Wer ist nun der Erfinder der Schreibmaschine? Diese Frage läßt sich schwer beantworten, weil ja, wie wir eben erwähnten, eine ganze Anzahl von Männern an ihrer Ausgestaltung arbeitete. Wenn wir aber unter „Erfinder“ den Mann verstehen, der zuerst den Gedanken faßte, die gewöhnliche Schrift durch eine mit der Maschine hergestellte zu ersetzen, so gebührt der Ruhm dem Engländer Henry Mill, der vor nunmehr 200 Jahren, im Jahre 1714, als erster ein englisches Patent auf eine solche Maschine nahm. Im ganzen und großen lag seiner Konstruktion derselbe Gedanke zugrunde, den wir auch an unseren heutigen Schreibmaschinen noch finden. Es wurden Tasten angeschlagen, und dadurch Buchstaben gegen das Papier gepreßt. Ein Farbband hatte diese Maschine freilich noch nicht, die



Ein Riesen-Kohlenheber im Hamburger Hafen.



General Carranza, Hauptführer der mexikanischen Rebellen.

Die mexikanische Krise ist jetzt mit der Abdankung des Usurpators Huerta in eine neue Phase getreten. Der bisherige Minister des Auswärtigen Carrasjal übernahm provisorisch die Präsidentschaft, er wird sich nun mit Carranza auseinandersetzen haben.



Der ungekrönte König von Ulster, Sir Edward Carson, bei Besichtigung eines weiblichen freiwilligen Signalkorps.

Ein Kohlenheber

von wahrhaft riesenhaften Dimensionen, der die Handlangerdienste zahlreicher Kohlentrimmer durch mechanische Arbeitsleistung ersetzt, ist seit kurzem im Hamburger Hafen in Betrieb. Mittels eines turmartigen Elevators befördert er die Kohlenladungen der Schuten und Leichtere in die Lagerräume der großen Ueberseesdampfer. Jeder Auswurfkopf seiner beiden Transportbänder besitzt zwei Schüttrohre, so daß der Heber gleichzeitig vier Bunkerlöcher zu füllen vermag.

Der ungekrönte König von Ulster, Sir Edward Carson, besichtigt ein weibliches freiwilliges Signalkorps. Vor kurzem, anlässlich der Homerule-Konferenz im Buckinghampalast, trafen sich Dillon, Bonar, Craig und Carson, die begeistert begrüßt wurden. Redmond traf in Begleitung Lord Lans-

downes ein. Zuletzt kamen Ministerpräsident Asquith und Lloyd George. Die Delegierten wurden vom König empfangen, der jedem von ihnen die Hand gab. Bei Eröffnung der Ulsterkonferenz sagte der König u. a.: „Seit Monaten nehmen die Interessen an Irland sicherlich beständig die Richtung auf einen Appell. Heute ist der Ruf: Bürgerkrieg! auf allen Lippen. Ich bete zu Gott, daß er Ihre Beratungen so lenke, daß sie zu einer friedlichen und ehrenvollen Beilegung der Krise fähig werden.“



Der neue Bahnhof von Höchst a. M. wurde dem Betrieb übergeben.



Senator Charles Humbert
sprach in einer ungeheures Aufsehen
erregenden Rede im Pariser Senat
über die Schäden des französischen
Heerwesens.



Werner Wieting
flog dieser Tage auf einem Kumpfer-
Eindecker von Johannisthal nach
Malmö in Südschweden.



Ein durch eine Bombenexplosion zerstörtes Haus in New York.
Die von Anarchisten hergestellte Bombe explodierte vorzeitig, legte das Haus in
Trümmer und tötete vier Menschen.

Ein neues Familienheim für pensionierte Beamtinnen in Nowawes.

Die Genossenschaft für Frauenheimstätten hat in dem neuen Frauenheim für pensionierte Beamtinnen in Nowawes ein schönes Zuhause für in steter Arbeit und treuer Pflichterfüllung müde geworden: Frauen geschaffen. Wer selbst an dem harten Lebenskampf teil nimmt, weiß es sehr wohl zu schätzen, wenn sich da und dort der Gedanke Bahn bricht, daß die pflichtgetreue, Geist und Körper vor der Zeit aufreibende Arbeit wohl verdient, vor täglicher Sorge geschützt zu werden. Der Gedanke, daß dies je länger je mehr der Fall ist, vermag schon allein neuen Mut für den wahrlich oft steinigten Weg zu geben.

Senator Humbert,

als früherer Offizier eine Autorität in Armeefragen und gegenwärtig Berichterstatter der Heereskommission, hat jüngst mit seiner leidenschaftlichen Rede, die er im Senat über die mangelhafte Kriegsbereitschaft der französischen Armee hielt, ungeheures Aufsehen erregt. Humbert rügte scharf den herrschenden Schlendrian.

Der Flieger Wieting

hat dieser Tage, mit Geheimrat Albert vom deutschen Reichsamt des Innern als Fluggast, auf einem Kumpfer-Eindecker einen wohl gelungenen Flug von Johannisthal nach Malmö in Südschweden ausgeführt. In Warnemünde wurde eine Zwischenlandung vorgenommen.



Ein neues Frauenheim für pensionierte Beamtinnen.

In Nowawes wurde von der Genossenschaft für Frauenheimstätten ein neues Frauenheim gegründet. Erbaut wurde dasselbe von der Architektin Fräulein Winkelmann.

Buchstaben drückten sich scharf in das Papier ein, so daß eine Art von Reliefschrift entstand. Dieser ersten aller Schreibmaschinen war aber keinerlei Erfolg beschieden. Damals konnten nur verhältnismäßig wenig Leute schreiben und diese, die sich von ihrer Kunst ernährten, hatten gar keinen Grund, eine Einrichtung einzuführen, die nur geeignet war, sie brotlos zu machen. Für die übrige Menschheit besaß die Maschine aber schon gar kein Interesse. Außerdem war sie in konstruktiver Hinsicht viel zu primitiv durchgebildet, als daß man auch nur daran hätte denken können, sie dauernd zu benutzen. Ein großer Fehler bestand vor allem darin, daß die Reliefschrift sich wieder plattgequetscht haben würden, wenn man die mit ihnen bedeckten Seiten zu Büchern zusammengebunden und diese stark gepreßt oder irgendwie beschwert hätte.

Die Erfindung Mills geriet aber bald wieder in Vergessenheit. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt man von neuem sich mit der Schreibmaschine zu beschäftigen. Vereinzelt haben allerdings schon vorher manche Erfinder, wie z. B. der des Fahrtrades Karl Friedrich Christian Ludwig v. Trais in Karlsruhe, derartige Maschinen gebaut. Den eigentlichen Anstoß zur Einführung unserer heutigen Schreibmaschine gaben jedoch ganz andere Umstände. Diese ist nämlich nicht als solche erdumden worden, sondern in zufälliger Entwicklung aus einer anderen Art von Maschine hervorgegangen. Dabei bietet die Geschichte ihrer Entstehung eine Fülle des Interessanten dar.

Einer der berühmtesten Physiker ist Jean Verna Leon Foucault, der zuerst den heute

noch nach ihm berühmten Pendelversuch anstellte, durch den er einen neuen Beweis für die Achsendrehung der Erde erbrachte. Foucault war eine Art von Universalgenie. Von Beruf Mediziner, beschäftigte er sich später mit der Vervollkommenung photographischer Verfahren. Dann wandte er sich der Physik zu, des weiteren machte er alle möglichen Erfindungen an Maschinen usw. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekam er ein Leiden, das sich bekanntlich sehr oft bei Leuten einstellt, die viel zu schreiben haben, den Schreibkrampf. Er suchte bei allen möglichen Ärzten vergeblich Hilfe und probierte es zuletzt bei verschiedenen Kurpfuschern. Da auch diese das Uebel nicht zu vertreiben wußten, so setzte er sich hin und baute eine Maschine für solche Menschen, die an Schreibkrampf litten. Dieser Maschine lag das Prinzip unserer heutigen Schreibmaschine zugrunde. Im Jahre 1885 nahm Foucault sie in Gebrauch und begann auch, sie fabrikmäßig herzustellen. Viele Abnehmer fand er wohl nicht, denn auch diese Maschine geriet in Vergessenheit. Tagegen beschäftigten sich andere, von denen nur der Tiroler Mitterhofer erwähnt sei, mit dem Gedanken, eine Maschine zum Schreiben zu bauen. Vielleicht hätte sich aus ihren Konstruktionen die heutige Schreibmaschine entwickelt, wenn nicht eine Art Foucaultscher Maschine durch einen Zufall etwa zwei Jahrzehnte nach ihrer ersten Erfindung aufgetaucht wäre. Allerdings war sie nunmehr kein Heilmittel gegen den Schreibkrampf mehr, sondern ein solches gegen die Blindheit! Sie sollte es dem Blinden ermöglichen, ohne den Gebrauch von

Meistift oder Tinte und Feder zu schreiben. Der Erfinder dieser wiedererstandenen Maschine, ein Pastor namens Malling-Dansen, wußte von der früheren Foucaultschen Maschine überhaupt nichts. Er kam nur durch Zufall und durch den gleichen Gedankengang auf eine ähnliche Konstruktion wie Foucault. Sein Bestreben bestand darin, den Blinden zu helfen. Die von ihm hergestellte Maschine, in der wir gleichfalls das Prinzip der heutigen Maschine wiederfinden, bestand aus einer Halbkugel, in der genau so viele Stempel angebracht waren, als es Zahlen und Buchstaben gibt. Jeder Stempel entsprach einem anderen Buchstaben oder einer anderen Zahl. Drückte man gegen ihn, so schlug die am Ende des Hebels befindliche Type gegen den Mittelpunkt der Kugel, und zwar gegen ein mit Farbe getränktes Band. Der Buchstabe drückte sich dabei auf dem unter dieses Band gelegten Papier ab, das infolge der Tätigkeit eines Sperrwerkes nach jedem Schlag gegen irgendeinen Stempel um die Breite einer Type vorrückte. Sehen wir von der äußeren Form ab, so finden wir also hier bereits alle Grundzüge vereinigt, auf denen sich die heutige Schreibmaschine aufbaut.

Malling-Dansen wäre es mit seiner Maschine für Blindenschrift jedenfalls genau so ergangen, wie Foucault mit seiner, die gegen den Schreibkrampf dienen sollte. Sie würde in Vergessenheit geraten sein, wenn ihr nicht durch die Ausstellung der Weg in die Welt eröffnet worden wäre. Um weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen, hatte Mallings-Dansen seine im Jahre 1860 erfindene „Schreibkugel“ in Wien ausgestellt.

Nur nicht eifersüchtig. Humoreske von Adolf Thiele.

Nachdr. verb.

Wo gehst du hin? Was machst du da, bitte sage es mir! Wann kommst du wieder? Mit solchen und anderen Fragen verstand es Elfriede, ihren Mann, mit dem sie erst einige Jahre verheiratet war, fortwährend zu belästigen. Der Arme hatte keine Ruhe, seine Gattin wurde von der Eifersucht geplagt, und sie plagte ihn dafür wieder.

An die kleinsten Dinge klammerte sich diese Leidenschaft, werden ihr ja, wie schon Shakespeare singt, „Dinge leicht wie Luft Beweis so stark wie Bibelsprüche.“

Oskar Bunge neigte nun in Wahrheit gar nicht zu Extravaganzen, aber es steckte in ihm eine toxische Schallhaftigkeit, und da machte es ihm denn bisweilen Spaß, zu beobachten, wie seine Frau ihn zu kontrollieren suchte. Oftmals aber wurde die Sache doch lästig, und Oskar sann daher auf Abhilfe.

Sein Beruf als Prokurist erleichterte dem eifersüchtigen Frauchen zwar ihre Aufgabe, denn sie kannte ja seine Geschäftsstunden, in seiner freien Zeit aber durfte er nicht einen Schritt aus dem Hause gehen, ohne daß sie ihn mit zahlreichen Fragen über das Wohin? Bis wann? und mit wem? beströmt hätte.

Hier und da hatte Oskar doch das Bedürfnis, sich mit anderen Männern zu unterhalten, und da machte ihm das Inquisitions-tribunal, das seine Gattin einsetzte, immer Unannehmlichkeiten.

Nein, das mußte einmal geändert, sein Frauchen mußte kuriert werden!

Eines Nachmittags hatte Elfriede wieder einmal trüben Gedanken nachgehungen.

O diese Männer! Da hatte ihr soeben

eine Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit eine gräßliche Geschichte mitgeteilt! Ihr Mann, ebenfalls Kaufmann, war kürzlich von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt und saß nun wieder zu Hause bei seiner Frau. Sie tändelte mit ihm und zog ihm dabei den Ring ab, den er am Zeigefinger trug. Ein weißer Hautstreifen war sichtbar geworden, und die Gattin hatte gerufen: „Sieh doch, wie verbrannt du bist!“ Nun, der Gatte hatte sich auf seinem Urlaub auch eifrig im Freien getummelt, und so hatte der Ring den kleinen Hautstreifen geschützt. Neugierig zog nun die junge Frau auch seinen Ehering vom Goldfinger, aber — o Entsetzen — hier war die Haut ebenso gebräunt wie auf der Hand: Der Gatte hatte während der Reise den Ehering im Portemonnaie getragen.

An diese Erzählung ihrer Freundin dachte Elfriede und ihr Herz verdüsterte sich. O diese Männer!

War ihr Oskar treu? Einigen Trost fand sie nun in dem festen Voratz, seine Schritte noch eifriger als bisher zu beobachten, damit er nicht wie ein unbehütetes Schäflein in dieser Welt herumirre.

Am Abend hatte das Ehepaar das Abendessen eingenommen, als Oskar plötzlich sagte: „Du entschuldigst, liebe Elfriede, aber ich muß dich heute allein lassen!“

„Wo gehst du hin, lieber Oskar?“

„Sei nicht so neugierig, Kleine!“ sagte Oskar lächelnd. „Eine notwendige Besprechung —“

„Mit wem?“ fiel Elfriede eifrig ein.

„Das ist zunächst ein Geschäftsgeheimnis!“

„Du willst es mir nicht sagen?“ schmolzte die Gattin.

„Ist nicht gerade nötig, ich habe eine geschäftliche Besprechung vor, über die zunächst nichts verlauten soll.“

„Aber mir darfst du es doch sagen!“

„Nein, liebe Kleine, auch dir nicht! Und nun lasse mich in Frieden damit, denn so schmeichelhaft es auch für mich ist, daß du ein so reges Interesse an meinen Schritten nimmst, so verlangt es doch das Geschäftsinteresse, zunächst auch dir nichts zu sagen!“

Elfriede gab ihren Widerstand auf, aber sie nahm sich fest vor, hinter „seine Schliche“ zu kommen. Sie legte im Nebenzimmer einen unauffälligen Hut und Umhang zu recht und beschloß, ihm — nachzugehen.

Oskar merkte hiervon vorläufig nichts — wenigstens tat er nicht dergleichen — und nach einiger Zeit nahm er Hut und Schirm und verabschiedete sich von seinem Frauchen, das auch weiter keine Einwendungen machte.

Langsam ging er die Treppe hinab und ebenso langsam schritt er auf der Straße dahin.

Elfriede setzte eiligst den Hut auf, nahm den Umhang um, rief dem Mädchen zu, sie käme gleich wieder, und eilte die Treppe hinab zur Haustür hinaus.

Richtig: dort ging er; sehr eilig schien er es nicht zu haben!

Nun folgte sie ihm, der an seinem hellen Hut leicht kenntlich war, durch mehrere Straßen. Von Zeit zu Zeit schien es ihr, als wende er sich um, aber er mußte sie doch nicht bemerken, denn er beschleunigte seine Schritte keineswegs.

Wo mußte er nur hingehen?

Nun ging es schon aus der Stadt heraus, und beide gelangten in weniger belebte Straßen. Hier mußte sie nun schon vorsichtiger sein.

Allmählich ging Oskar schneller, so daß sich Elfriede anstrengen mußte, um ihm zu folgen. Was hatte er nur da draußen zu suchen?

Mit Mühe folgte die junge Frau; aber nur um keinen Preis nachlassen.

Oskar ging jetzt eilig dahin durch lange Straßen und kam in eine Vorstadt. Auch diese durchschritt er und gelangte in einem gewaltigen Bogen in einen anderen Vorort, während Elfriede leuchtend folgte. Unendlich lang kam ihr die Wanderung vor, und als nun Oskar, stramm marschierend, nach stundenlanger Wanderung wieder der Stadt zustrebte, waren die Kräfte seiner Verfolgerin beinahe erschöpft.

Nun war er wieder in der Stadt angelangt. Was sollte nur das alles heißen, hatte er denjenigen oder — entsehllicher Ge-

danke — diejenige, mit der er sich verabredet, nicht getroffen?

Rast schien es so, denn der Gatte näherte sich dem Stadteile, in dem seine Wohnung lag.

Dem Umsinken nahe folgte ihm Elfriede, immer näher kam er dem Hause und da — das war aber doch zu seltsam — da trat er zuletzt in dieses ein.

Was nun tun?

Elfriede ruhte sich ein wenig aus und beschloß, ihm bei ihrer Heimkunft etwas von einem Besuch zu erzählen, den sie bei einer Freundin gemacht habe.

Als sie eintrat, saß Oskar in Gedanken versunken mit finsterner Miene am Tische. Er wandte sich nicht um und erwiderte auch ihren Gruß nicht.

Verlegen trat Elfriede auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen.

„Nähre mich nicht an!“ murmelte er da und stieß ihre Rechte zurück. „Wo bist du gewesen?“

„Bei Bertha Rude —“

„Das ist nicht wahr!“ rief Oskar. „Du gehst abends stundenlang allein aus, ohne mir vorher ein Wort zu sagen! Treulose! Mit uns ist es aus.“

Diese Vorwürfe und die körperliche Ueberanstrengung vereinten sich, um Elfriede völlig zu erschüttern; zerknirschert sank sie in einen Stuhl.

So saßen beide stumm, bis endlich ein Tränenstrom Elfriedes bedrücktes Herz erleichterte; Tränen sind ja die besten Verteidigungswaffen der Frau. Und als sie dann ein reuiges Geständnis ablegte, daß sie ihm nachgieblicher sei, da konnte er seine Pose als Othello nicht länger aufrechterhalten, und glücklich war Elfriede, als nun ein Kuß das Eis zum Schmelzen gebracht hatte.

„Aber nun versprichst du mir —“ sagte Oskar mit der Würde des Hausherrn. —

„Niemals wieder eifersüchtig zu sein!“ bezeugte die Gattin.

„Also vorläufig kurier?“

„Hoffentlich für alle Zeit!“ flüsterte Elfriede ihrem Gatten zärtlich zu.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Vorsichtig.

Aber mein Fräulein, noch immer nicht mit Einkäufen für die Reise fertig? Zwei Tage brauchen Sie dazu?

Natürlich, Herr Doktor! Einen Tag brauche ich die Sachen einzukaufen und den zweiten, sie umzutauschen.

Wahre Geschichte. Herr Bämmchen aus Dresden sieht während seines Aufenthaltes in Wien auf der Straße einen Mann, der eine lange Stange trägt, und erkundigt sich gleich, was das sei. — „An Oligableiter trag i halt,“ knurrt der Mann. — „Ne,“ meint darauf Herr Bämmchen zu sich, „was die Leute in Wien ängstlich sind!“

Umschrieben. Ein Einjähriger hat einmal dem Feldwebel einen Hasen verehrt, der von dem Vater des Einjährigen selbst erlegt war. Nach einiger Zeit meinte der Feldwebel zum Einjährigen: „Ihr Herr Papa ist wohl krank, daß er schon so lange nicht auf der Jagd war?“

Mutter: „Ich kann nicht dulden, daß du bis 10 Uhr abends in der Konditorei bleibst. Als ich so alt war, wie du, mußte ich um 8 Uhr im Bett liegen!“ — Badfisch: „Da mußt du aber eine drollige Mama gehabt haben!“ — Mutter (erregt): „Eine bessere als du, du Naseweis.“

Unbedacht. Gast: „Hören Sie, Kellner, ich habe schon besseren Kalbsbraten wie diesen genossen.“ — Kellner: „Aber bei uns nicht!“

Guter Anhaltspunkt. Professor (zu seiner Magd): „Ich begreife gar nicht, Emma, daß Sie sich die Telefonnummer 1184 durchaus nicht merken können, — denken Sie doch einfach an die Zerstörung von Troja!“

Kindliche Logik. Hanschen war zum erstenmal in der Schule. — „Nun, Hanschen,“ fragt die Mutter, „wie ist denn dein Lehrer?“ — Hanschen: „Ach, Mutti, der weiß noch weniger als ich; immer fragt er alles!“

Heinrich Heine, der Dichter, bekam in einem Gasthause einmal eine Reissuppe vorgesetzt, in welche eine Fliege hineingefallen war. Er gab dem Kellner die Suppe mit den Worten zurück: „Ich habe keine Reissuppe mit Geflügel bestellt!“

Auf der Gesellschaft. Zwei Herren, die sich anscheinend ganz fremd sind.

Der erste: „Langweilig, was?“ — Der zweite: „Ja, mächtig!“ — Der erste: „Wollen wir verschwinden?“ — Der zweite: „Ich kann leider nicht; — ich bin der Gastgeber!“ —

Unerwartete Antwort. Mann: „Sieh mal an, dort drüben geht der Meier Ignaz spazieren! Du weißt, der wurde doch vor einiger Zeit von einem Automobil überfahren, und jetzt hat er fünftausend Franken Schadenersatz bekommen.“ — Frau: „Ja, siehst du, an dem Meier kannst dir ein Beispiel nehmen, er ist immer auf seine Familie sehr bedacht gewesen...!“

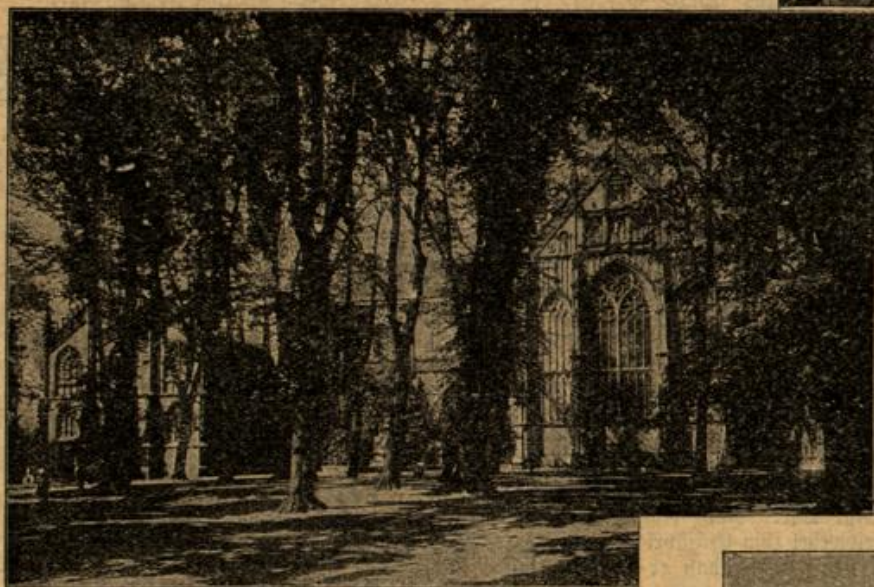
Zeitungsbericht. „... Wir sind in der hocherfreulichen Lage, über den überaus traurigen Vorfall von gestern abend heute schon Näheres berichten zu können.“

Prompter Bescheid. Er: „Warum war Salomon der weiseste Mann?“ — Sie: „Weil er so viele Frauen hatte, die ihm mit gutem Rat zur Seite stehen konnten.“

Dexierbild.



Wo ist der Maler?



Bilder aus Münster i. Westf.

Oben links: Der Erbprinzenhof; rechts:
Lambertikirche mit Prinzipalmarkt. —
Mitte: Der Dom. — Unten links: Das
Rathaus; rechts: Der Prinzipalmarkt.

